

Moral und Person

Herausgegeben von
Wolfgang Edelstein,
Gertrud Nunner-Winkler
und Gil Noam
suhrkamp taschenbuch
wissenschaft

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1047

Beiträge zur Soziogenese der Handlungsfähigkeit
Herausgegeben von
Wolfgang Edelstein, Gil Noam und Fritz Oser

Die *Beiträge zur Soziogenese der Handlungsfähigkeit* sollen entwicklungspsychologische und psychoanalytische, soziologische und erkenntnistheoretische Arbeiten versammeln, die zu einer empirisch gehaltvollen Theorie des Subjekts beitragen können.

Besondere Aufmerksamkeit gilt der Interaktionskompetenz und der Handlungsfähigkeit, ihren Konstitutions- und Performanzbedingungen.

Das handlungs- und urteilsfähige Subjekt, das autonome Ich, das moralische Selbst sind Konstruktionen teilweise getrennter Theorietraditionen. Ihnen allen aber liegen ein epigenetisches Entwicklungsmodell und ein Normalitätsentwurf zugrunde, in denen der kompetente Teilnehmer an Interaktions- und Kommunikationsprozessen als Ziel der Entwicklung begriffen wird.

Die Reihe soll die unterschiedlichen Traditionen in konstruktivistischer Einstellung und in der Absicht verbinden, die Logik dieses Entwicklungsprozesses zu rekonstruieren und die sozialen Bedingungen zu beschreiben, die sein Gelingen oder Mißlingen bestimmen.

Kohlbergs Theorie der Entwicklung des moralischen Bewußtseins stützt sich auf das sokratische Modell: Wer nur recht versteht, wird das Rechte stets schon tun wollen. Diese Gleichsetzung des Verstehens moralischer Begründungsstrukturen mit moralischer Selbstbindung ist – auch auf dem Boden eines von Kohlberg für die empirische Moralforschung durchgesetzten kognitiven Moralverständnisses – problematisch geworden. Zunehmend wird offenbar, daß kognitives moralisches Lernen und die Verankerung der Moral in der Person analytisch getrennt werden müssen. Dies ist Thema des vorliegenden Bandes. Eröffnet wird er mit einer Diskussion zur Bestimmung der Moral. Die folgenden theoretischen und empirischen Beiträge explizieren die Struktur der Verankerung von Moral in der Person, ihre Entwicklungsmechanismen und Kontextbedingungen.

Moral und Person

Herausgegeben von
Wolfgang Edelstein, Gertrud Nunner-Winkler
und Gil Noam

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

3. Auflage 2018

Erste Auflage 1993

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1047

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1993

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Wagner GmbH, Nördlingen

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-28647-0

Inhalt

Gertrud Nunner-Winkler und Wolfgang Edelstein Einleitung	7
---	---

ZUR BESTIMMUNG DER MORAL

Ernst Tugendhat Die Rolle der Identität in der Konstitution der Moral	33
Amelie Oksenberg Rorty Die Vorzüge moralischer Vielfalt	48
Larry Nucci und John Lee Moral und personale Autonomie	69

ZUR STRUKTUR DES SELBST

Harry Frankfurt Die Notwendigkeit von Idealen	107
Augusto Blasi Die Entwicklung der Identität und ihre Folgen für moralisches Handeln	119
Ernest S. Wolf Selbst, Idealisierung und Entwicklung von Werten	148
Gil Noam Selbst, Moral und Lebensgeschichte	171

MORALISCHES SELBST
UND MORALISCHE MOTIVATION

Anne Colby und William Damon Die Integration des Selbst und der Moral in der Entwicklung moralischen Engagements	203
Mordecai Nisan Bilanzierte Identität. Moralität und andere Identitätswerte	232
Leo Montada Moralische Gefühle	259
Gertrud Nunner-Winkler Die Entwicklung moralischer Motivation	278

ENTWICKLUNGSMECHANISMEN
UND KONTEXTBEDINGUNGEN

Monika Keller und Wolfgang Edelstein Die Entwicklung eines moralischen Selbst von der Kindheit zur Adoleszenz	307
Lothar Krappmann Bedrohung des kindlichen Selbst in der Sozialwelt der Gleichaltrigen. Beobachtungen zwölfjähriger Kinder in natürlicher Umgebung	335
Ervin Staub Individuelles Selbst und Gruppenselbst, Motivation und Moral	363
Helen Haste Die Moral, das Selbst und der soziokulturelle Kontext	385

Gertrud Nunner-Winkler und Wolfgang Edelstein Einleitung*

Moral umfaßt drei Momente: Motivation, Urteilen und Verhalten bzw. Handeln. Verhalten wird vom Forscher – aus der Außenperspektive – je nach Übereinstimmung mit vorgegebenen Normen als ›konform‹ oder ›abweichend‹ klassifiziert, Handeln je nach Übereinstimmung mit den moralischen Überzeugungen des Handelnden als ›moralisch‹ bzw. ›unmoralisch‹. Diese Aspekte wurden in unterschiedlichen Paradigmen behandelt: So untersucht die behavioristische Lerntheorie *Verhalten* und erklärt Normkonformität als Ergebnis der durch Strafandrohung erzeugten Unterdrückung abweichender Impulse, als Ergebnis der Erfüllung sozialer Erwartungen aufgrund von Belohnung oder als Ergebnis der Identifikation mit einem Modell, das über die Möglichkeit verfügt, Belohnungen zuzuteilen. In psychoanalytisch orientierten Theorien geht es um *Motivation*: Freud beschrieb den Aufbau moralischer Motivation als Prozeß der Internalisierung vorgegebener Erwartungen in Form eines rigide zensierenden Über-Ich (›Identifikation mit dem Aggressor‹). Parsons (1964) konzipierte den Aufbau von Konformität als kulturelle Überformung natürlicher Bedürfnisse: aus der starken affektiven Abhängigkeit von der frühesten Bezugsperson entwickelt das Kind das (als ›spontan‹ und ›natürlich‹ erlebte) Bedürfnis, tun zu wollen, was von ihm erwartet wird, um die Zuneigung bedeutsamer anderer zu erhalten (›anaklitische Identifikation‹). Trotz deutlicher, insbesondere auch methodischer Differenzen stimmen die soziale Lerntheorie und psychoanalytische Ansätze in wesentlichen impliziten Grundannahmen überein: ›moralische‹ Normen werden mit kulturell vorherrschenden Erwartungen gleichgesetzt; das Individuum wird als Produkt externer Sozialisationseinflüsse begriffen, und als Motiv der Regelbefolgung gilt die Maximierung der Gra-

* Die Konzeption dieses Bandes geht zurück auf eine Konferenz der Autoren, die mit Unterstützung der Dr. Ernst-Rudolf-Schloßmann-Stiftung durchgeführt wurde. Die Herausgeber möchten der Stiftung für ihre großzügige Hilfe danken.

tifikation: das Individuum sucht negative externe (Strafe) oder interne Sanktionen (schlechtes Gewissen) zu vermeiden bzw. positive externe (Belohnung) oder interne Sanktionen (Befriedigung der im Sozialisationsprozeß unhintergebar überformten Bedürfnisse) zu gewinnen. Diese Modelle widersprechen freilich sowohl dem philosophischen als auch dem alltagsweltlichen Verständnis der Moral, für das Freiwilligkeit, Einsicht und ein nicht ausschließlich an eigener Nutzenmarkierung orientiertes Motiv konstitutiv sind.

Kohlbergs Theorie, in deren Zentrum die Frage nach dem moralischen *Urteil* steht, wird dem philosophischen und umgangssprachlichen Moralverständnis eher gerecht: das Individuum ist nicht Produkt einer Kausalgeschichte, sondern konstruiert aktiv sein Realitätsverständnis in der Auseinandersetzung mit der natürlichen und der sozialen Umwelt. Moralische Entwicklung besteht in der zunehmenden Vertiefung des Verständnisses der Geltungsgründe moralischer Regeln und der Motive ihrer Befolgung. Auf präkonventionellem Niveau gelten Normen aufgrund autoritativer Setzung und Sanktionierung; sie werden aus nutzenkalkulatorischen Erwägungen heraus befolgt (eine Konzeption, die dem behavioristischen Lernmodell ähnelt). Auf Stufe 3 gelten die in der Bezugsgruppe vorherrschenden Normen, und Motiv ihrer Befolgung ist der Wunsch nach sozialer Akzeptanz (eine Motivstruktur, die der Parsonsschen Grundannahme der für den Menschen konstitutiven sozialen Abhängigkeit ähnelt); auf Stufe 4 gelten die in der Gesellschaft institutionalisierten Gesetze, und Gewissensorientierung ist das zentrale Motiv ihrer Befolgung (wobei die Rigidität dieses verinnerlichten Modus von Regelgehorsam an Freuds Konzeption vom Über-Ich erinnert). Auf postkonventionellem Niveau schließlich wird tendenziell die Einheit von Urteilen, Motivation und Handeln erreicht: Regeln gelten aufgrund ihrer universellen Rechtfertigbarkeit, Motiv ihrer Befolgung ist die Einsicht in die Legitimität ihrer Geltung, wobei diese Einsicht konstitutiv für moralisches Handeln ist. Das postkonventionelle Verständnis ist also ›genuin‹ moralisch: Beweggrund für moralisches Handeln ist die freiwillige Selbstbindung aus Einsicht in die Geltungsgründe moralischer Normen und Prinzipien sowie Legalität und Legitimität, d. h. es kann zwischen faktisch vorherrschenden und moralisch gerechtfertigten Normen klar unterschieden werden.

Kohlbergs Theorie hat ein weites Forschungsfeld eröffnet. Eine große Zahl von Untersuchungen hat wesentliche Implikationen seines entwicklungslogischen Modells bestätigt (für eine zusammenfassende Darstellung vgl. Oser u. Althof 1992): Im Kulturvergleich hat sich die theoretisch postulierte Universalität und Irreversibilität der Stufenabfolge (zumindest der Stufen 2-4) bestätigt (vgl. Snarey 1985; Eckensberger 1992 für einen Überblick). Interventionsstudien zeigen, daß moralische Urteile nicht als bloße Reproduktion vorfindlicher Lehren, sondern als eigenständige Konstruktionsleistungen des Subjekts gelten müssen und kognitiver Konflikt, der Zwang sich mit Widersprüchen auseinanderzusetzen, der vorrangige Lernmechanismus ist (für einen Überblick über Forschungen vgl. Walker 1986). Untersuchungen zum Zusammenhang von Urteilen und Handeln stützen die kognitivistische Grundannahme der Einheit von Urteilen und Handeln (vgl. Blasi 1980 für einen Überblick; Candee u. Kohlberg 1987). Und schließlich steht seit der Überarbeitung des Codiermanuals (vgl. Colby et al. 1987 a, b) und der Entwicklung etlicher standardisierter Verfahren (vgl. Rest 1979; Gibbs, Basinger u. Fuller 1992; Lind 1978; Lind u. Wakenhut 1985) ein – auch strengen Ansprüchen an Reliabilität und Validität genügendes – methodisches Arsenal bereit.

Dennoch läßt sich derzeit ein Umbruch im Forschungsfeld erkennen. Strittig ist schon die Bestimmung des Gegenstandes. Ist eine vom Forscher (aufgrund eigener philosophischer Präferenzen) vorgängig festgelegte Definition des Endpunktes moralischer Entwicklung notwendig für die Rekonstruktion empirischer Entwicklungsverläufe (so Habermas 1986)? Oder hat empirische Forschung Moral ausschließlich von unten, aus der Perspektive des Subjekts, zu definieren (so Blasi 1986)? Theoretisch kontrovers ist der Status der Stufe 6: Kann die Ablösung eines utilitaristischen Moralverständnisses (Stufe 5) durch ein deontologisches (Stufe 6) als ›natürlicher‹ Entwicklungsverlauf gelten? Oder muß das postkonventionelle Niveau eher als Metaebene philosophischer Debatten gelten, wobei Utilitaristen und Deontologen als ebenbürtige Kontrahenten einander gegenüber treten (vgl. Habermas 1986; Kohlberg et al. 1986; Puka 1986; Colby et al. 1987a, b)? Und empirisch umstritten ist die Beschreibung des präkonventionellen Niveaus: Nach Kohlberg gelten jüngere Kinder als strategisch kalkulierende Nutzenmaximierer, die ihr Urteilen und Han-

deln ausschließlich am Eigeninteresse orientieren. Turiel (1983) und seine Kollegen (vgl. Nucci 1981; siehe auch Keller 1984; Keller u. Edelstein 1986) aber haben gezeigt, daß Kinder schon früh über ein Verständnis der sanktions- und autoritätsunabhängigen Geltung moralischer Regeln verfügen. Und im Rahmen der Altruismusforschung haben Beobachtungsstudien belegt, daß Kinder von früh auf spontan Empathie zeigen und helfen, teilen und trösten (vgl. Eisenberg 1982, 1986; Hoffman 1982; kritisch dazu: Nunner-Winkler 1989). Schließlich – und dies ist der theoretisch folgenreichste Punkt – wird Kohlbergs Konzeption einer Einheit von kognitiven, affektiven und handlungsdispositionellen Momenten aufgebrochen. Das Problem wird rekonzeptualisiert als Frage nach der Verankerung der Moral in der Person, die als eine vom kognitiven Moralverständnis analytisch unabhängige Dimension thematisiert wird. Damit wird die Einheit der Moral, die in Kohlbergs Konstrukt des ›moralischen Bewußtseins‹ gestiftet war, begrifflich wieder aufgelöst und in die Momente des Urteils, der Motivation und der Handlung zerlegt. Mögliche Zusammenhänge werden als empirische Fragen und nicht als analytische Setzung behandelt.

Noch ist nicht abzusehen, wie die theoretischen Einwände oder abweichende Forschungsergebnisse Kohlbergs Theorie modifizieren oder zur Entwicklung alternativer Modelle führen werden. Doch in welche Richtung auch immer Reformulierungsvorschläge gehen mögen – eines steht fest: das von Kohlberg eingebrachte kognitive Moment ist sachlich unhintergebar; eine reduktionistisch, empiristisch und lerntheoretisch verfahrenende Moralforschung ist – seit Kohlberg – als unangemessene Problemverkürzung offen erkennbar. Der hier vorgelegte Band ist ein Indikator für die Umbruchsituation im Feld der von Kohlberg inspirierten Moralforschung. Im Zentrum steht die Frage nach dem Verhältnis von Moral und Person. Diese allerdings findet keine einhellig konsentierete Lösung, sondern unterschiedliche, zum Teil konträre Antworten. Einleitend soll nun versucht werden, die wichtigsten der Problemfronten kurz zu skizzieren.

1. Zur Bestimmung der Moral

Moralische Regeln sind die Regeln, deren Befolgung kategorisch geboten ist. In dieser Bestimmung sind zwei Momente enthalten: einmal gilt es zu verstehen, was es bedeutet, etwas moralisch zu *sollen* (das *kategorische* Moment der Gebote), zum anderen, *was* es ist, das moralisch gesollt wird (das *inhaltliche* Moment der Gebote).

1.1 Das Kategorische des moralischen Sollens

Um *moralisches Sollen*, moralische Verpflichtung, zu verstehen, so Tugendhat, gilt es zu klären, »was geschieht, wenn das Subjekt *nicht* so handelt, wie es sollte«. Es geschieht folgendes: »Wir empfinden« – und zwar in der 1., 2. oder 3. Person, d. h. als Täter, Opfer oder unbeteiligte Zuschauer moralischer Verfehlungen – Gefühle von »Empörung, Zorn, Scham (auch Schuld)«. Diese Gefühle sind reziprok miteinander verschränkt: Es ist die Empörung der anderen, die wir in der moralischen Scham fürchten. Diese Gefühle implizieren eine Bewertung der Person, und zwar nicht in spezifischen Hinsichten (als Rollenträger oder bezüglich bestimmter Kompetenzen), sondern »der Person als solcher«, »als Mitglied der Gemeinschaft/Gesellschaft«. Allein aus diesen Gefühlen erhält das moralische Sollen seinen Sinn – eine von Gefühlen unabhängige Bedeutung hat es nicht. Aus empirischer Sicht erzeugt diese von Tugendhat postulierte analytische Verbindung moralischer Emotionen mit dem Sinn von Sollen allerdings einen Klärungsbedarf: Offensichtlich variieren die Emotionen, die ›wir‹ angesichts von Verfehlungen empfinden, zwischen Personen und in Abhängigkeit von Kontextbedingungen. Einige von uns antworten mit heftiger Empörung auf Unrecht – andere reagieren mit Gleichgültigkeit. Zugleich kann keiner von uns umhin, mit intensiveren Schuldgefühlen oder Empörung auf eine Verfehlung zu antworten, die gravierende Folgen nach sich zieht, als auf eine, die folgenlos bleibt (vgl. Nagel 1979; vgl. Montada in diesem Band). Tugendhat läßt offen, ob ›Sollen‹ eine norm-, situations- und personenspezifisch variierende Bedeutung hat oder ob – um zu verstehen, was Sollen ›überhaupt‹ bedeutet – ein einmaliges, gleichsam exemplarisches ›Erleben moralischer Emotionen genügt, das

dann ein situationsübergreifend verallgemeinertes Verständnis fundiert. Doch unabhängig von möglichen Antworten auf diese empirischen Detailfragen steht fest, daß Tugendhat das Verstehen des moralischen Sollens analytisch an moralische Emotionen bindet: Ohne Empörung und Scham ist Sollen weder explizierbar noch verstehbar.

Frankfurts Konzept der ›volitional necessity‹ bietet eine andere Deutungsmöglichkeit: Verpflichtung folgt aus ›willentlicher Selbstbindung‹: eine Person macht einen Wert oder ein Ideal für sich wichtig (cares about) und orientiert ihr Handeln daran. Moralisches Sollen läßt sich als Spezialfall lesen: das Verpflichtungsgefühl resultiert aus einer Selbstbindung an moralische Werte. Selbstverpflichtung ist weder identisch mit bestimmten inhaltlichen Überzeugungen (z. B. moralischen Urteilen – wie bei Kohlberg) noch mit bestimmten Gefühlen (z. B. Schuld, Empörung – wie bei Tugendhat) sondern konstituiert eine ›Notwendigkeit des Willens‹: Die Person kann sich nicht dazu bringen, Handlungen auszuführen, die sie als ›Verrat‹ an ihren Idealen begreifen müßte, auch wenn die Gelegenheit günstig und die Wissens- und Fähigkeitsvoraussetzungen gegeben wären (Frankfurt 1988). Anders als im Falle von Suchtabhängigkeit, Zwanghaftigkeit oder Gehemtheit bejaht die Person jedoch ihre ›Willensunfähigkeit‹ – diese selbst ist ihr wichtig. Luthers Satz: »Hier stehe ich, ich kann nicht anders« ist ein besonders klares Beispiel. Sofern diese willentliche Unfähigkeit sich auf das Begehen unmoralischer Handlungen bezieht, läßt sie sich als Explikation moralischen Sollens lesen, die ohne Rekurs auf emotionale Reaktionen im Falle der Verfehlung auskommt (die der Person ja gerade unmöglich geworden ist).

Die Frage, wie moralisches Sollen zu verstehen sei, ist nicht allein Gegenstand philosophischer Reflexion – sie stellt sich schließlich jedem. Insofern mag zu ihrer Klärung auch die empirische Erforschung des alltagsweltlichen Verständnisses moralischer Verpflichtungen einen Beitrag leisten. In zwei Arbeiten dieses Bandes finden sich Hinweise hierzu: Nisan befragte Probanden nach Handlungsempfehlungen in hypothetischen Konflikten zwischen moralischen Normen und persönlich wichtigen und objektiv wertvollen Zielen. In einem Dilemma etwa steht ein Forscher vor der Frage, ob er einen Auslandsforschungsaufenthalt wahrnehmen kann, wenn dies bedeutet, daß er sich in dieser Zeit nicht um seine alternden Eltern kümmern kann. Aus der Perspektive der

Unparteilichkeit betrachteten alle Probanden ›Fürsorge für die Eltern‹ als moralische Verpflichtung. Dennoch gestanden die meisten dem Forscher zu, gegen diese moralische Verpflichtung zu verstoßen, denn: »Wir erwarten, daß Menschen Projekte verfolgen, die ihnen sehr wichtig sind«, ohne sie deshalb »unbedingt zu verurteilen«. Ja, etliche Befragte erwarteten sogar gerade als Folge der *moralischen* Handlungsentscheidung »Reue und Schuldgefühl«. Dieses Ergebnis ließe sich i. S. von Tugendhat so lesen, daß die Befragten – wie Kant – moralische ›Pflichten gegen sich selbst‹ konstruieren, denen sie unter bestimmten Bedingungen im Konfliktfall Vorzug vor ›weiten positiven Pflichten gegen andere‹ einräumen: die Emotionen würden also das tatsächlich wirksame moralische Verpflichtungsgefühl indizieren. Genau das aber scheint nicht der Fall: die Befragten sahen den Verzicht auf den Forschungsaufenthalt als moralisch geboten an, aber gerade dieser Verzicht führte zu ›Schuldgefühlen‹, weil er Verrat an *persönlich* wichtigen Zielen bedeutete. Auch in Colby und Damons Bericht über Personen, die unter hohen persönlichen Risiken und Kosten ihr Leben im Einklang mit ihren moralischen Überzeugungen führten (›moral exemplars‹), ist bei der Beschreibung des Verpflichtungsgefühls von Emotionen nicht die Rede. So etwa erläuterte eine Befragte ihren Einsatz im Kampf um die Gleichberechtigung für Schwarze wie folgt: »Rassentrennung war falsch, daran hatte ich nie einen Zweifel. Ich wußte, daß ich recht hatte, da war ich mir ganz sicher... Ich tat, was ich tun mußte, aber ich hatte nie das Gefühl, daß das Mut verlangte oder ich besonders tapfer war. Es war einfach etwas, das ich tun mußte. Das war auch kein besonderes Gefühl von Erhebung oder Ekstase.« Die Befragte begreift ›Verpflichtung‹ als die Notwendigkeit, in Übereinstimmung mit ihrer moralischen Einsicht zu handeln. Auch sie allerdings berichtet von Schuldgefühlen: sie fühlt sich schuldig, weil sie, indem sie tat, was sie tun *mußte*, ihren Kindern eine schwere Kindheit bereitete. Befragt, ob sie angesichts dieser Kosten ihre Entscheidungen ein zweites Mal in gleicher Weise treffen würde, wenn sie ihr Leben erneut leben könnte, antwortet sie: »Es gab keine Entscheidungen, es gab keine Wahl.« Wiederum also treten Schuldgefühle in der Folge der Erfüllung der *moralischen* Verpflichtung auf (allerdings nicht – wie in Nisans Daten – aufgrund des Verrats an Ich-Zielen, sondern aufgrund der Versäumnis weiterer moralischer Verpflichtungen). Entscheidend aber ist: die

Verpflichtung selbst wird nicht durch Emotionen erläutert, sondern durch den Verweis auf die Notwendigkeit, das als richtig Erkannte auch zu tun.

1.2 Die Inhalte moralischen Sollens

Unabhängig davon, wie der Sollensaspekt moralischer Gebote gedeutet wird – ob durch Verweis auf unhintergebar an Übertretungen gekoppelte moralische Emotionen oder durch Explikation einer durch Willensbindung erzeugten Handlungsnotwendigkeit –, bleibt die Frage nach den *Inhalten moralischer Gebote* zu klären.

Was ist es, das als moralisch gesollt gilt? Diese Frage wird in den Beiträgen des Bandes unterschiedlich beantwortet. Tugendhat unterscheidet zwischen einer traditionellen Moral (mit interkulturell variierenden inhaltlichen Geboten), die zu ihrer Rechtfertigung auf geteilte religiöse Glaubensbestände rekurriert, und einer modernen Moral, die nur noch im Willen der Subjekte, Mitglieder von Gesellschaft überhaupt zu sein, fundiert ist. Inhaltlich sind damit in der Moderne jene Normen verpflichtend, die auf kontraktualistischer Basis (d. h. unter Rekurs auf das geteilte Interesse, sich auf ein für alle verbindliches Regelsystem zu einigen) gewonnen werden können. Für diese gilt: sie sind notwendig universal und egalitär, denn unter der Kontraktannahme ist es die Einschränkung der Gleichheit, die einer Rechtfertigung bedürfte. Und in der Tat verlieren mit der Modernisierung, d. h. mit dem Zurückdrängen metaphysischer oder religiöser Fundierungen von Moral, askriptive und partikularistische Gesichtspunkte zunehmend an Legitimationskraft. Dies zeigt sich insbesondere an dem historischen Prozeß der Ausweitung der Menschenrechte, in dessen Verlauf Gleichbehandlung *auch* für Schwarze, Besitzlose, Frauen durchgesetzt wurde und wird. (Zu dieser Minimalbestimmung von Moral können weitere Forderungen treten, die unter Rekurs auf die – neben dem wohlverstandenen verallgemeinerten Individualinteresse – zweite Quelle einer natürlichen Moral, nämlich Mitleid und Sympathie, abgeleitet werden: etwa Verpflichtungen gegenüber Kindern, Tieren etc.) Die kontraktualistische Minimalmoral entspricht inhaltlich den bei Kohlberg für das postkonventionelle Niveau formulierten Prinzipien.

Rorty hingegen vertritt eine andere Moralkonzeption. Sie wendet sich gegen Universalismus und Prozeduralismus und die daraus abgeleitete minimalistische Verbotsmoral; statt dessen plädiert sie für moralischen Pluralismus und eine ›Signifikanzmoral‹. Danach besteht Moral nicht in der bloßen Unterlassung unmoralischer Handlungen bzw. der punktuellen Erfüllung strikter Pflichten, sondern im Insgesamt einer Lebensführung bzw. in der Ausbildung eines moralischen Charakters. Was zählt ist, *daß* einer das Gute tut und *wie* er es tut.

Wie sieht nun das alltagsweltliche Moralverständnis aus? Nucci und Lees Forschungen stützen eher das Konzept einer Minimalmoral. Sie belegen, daß bereits Kinder eine Vorstellung von universell gültigen moralischen Normen haben. Es sind dies Gebote, die eine direkte Schädigung anderer verbieten; diese besitzen eine autoritäts- und sanktionsunabhängige Geltung (›auch Gott darf sie nicht übertreten‹). Daneben kennen Kinder auch kultur- oder gruppenspezifische Regeln: moralische Normen, die die indirekte (durch soziale Institutionen vermittelte) Schädigung anderer untersagen (vgl. dazu Turiel 1983), aber auch religiöse Vorschriften. Schließlich aber unterstellen bereits Kinder einen individuellen Entscheidungsspielraum, der sich – sozialhistorisch betrachtet – in diesem Umfang überhaupt erst in der Moderne herausgebildet hat. In diesem ›persönlichen Raum‹ können eigene Wertfestlegungen, aber auch idiosynkratische Wünsche und Bedürfnisse zur Geltung gebracht werden.

Auch Nisans Daten zeigen, daß Individuen drei Bereiche handlungsleitender Orientierungen klar unterscheiden: universell verpflichtende moralische Normen, die dem Konzept einer Minimalmoral entsprechen; außermoralische Wertorientierungen, die als Ich-Ziele individuell frei gewählt werden können, dann aber im Zuge zunehmenden Engagements als ›persönliche Projekte‹ den Charakter einer Selbstverpflichtung gewinnen; und schließlich kurzfristige hedonistische Wünsche und Bedürfnisse.

Die empirischen Arbeiten also zeigen: Umgangssprachlich wird ›Moral‹, im Sinne universell bzw. gruppenspezifisch gültiger Normen, die die Teilnahmebedingungen an Gesellschaft überhaupt bzw. an einer bestimmten Gemeinschaft formulieren, deutlich gegen einen ›persönlichen Bereich‹ abgegrenzt. In letzterem treffen Individuen ihre eigenen Wertfestlegungen und verfolgen ihre individuellen Interessen. Von diesem engen Moralverständnis her

scheint ›Charakter‹ – der für Rortys Moralkonzeption konstitutive Terminus – eher ein moral-neutrales Konstrukt. In der Tat können viele der von Rorty aufgezählten Eigenschaften (etwa: Humor, Phantasie etc.) – wie sie auch selbst anmerkt – auch für außer- oder unmoralische Unternehmungen eingesetzt werden und scheinen für ›moralisches Handeln‹ weder notwendig noch hinreichend. Dennoch ist Rortys Plädoyer für ein erweitertes Moralverständnis, das das Gesamt der Lebensführung umgreift, wichtig im Blick auf die neueren Konzeptualisierungen in der empirischen Moralforschung, in der die Frage nach Konsistenz zwischen moralischem Urteil und Handeln zunehmend als Frage nach der Verankerung von Moral in der Person reformuliert wird.

2. Zur Struktur des Selbst

Wenn moralisches Handeln nicht mehr – wie in Kohlbergs Konzeption – bereits im Urteilen impliziert ist, sondern als Frage nach der Bedeutung von Moral für die Person behandelt werden muß, dann ist zunächst zu klären, wie der Begriff der Person zu verstehen und in welcher Begrifflichkeit das Verhältnis von Moral und Person zu fassen ist. In den Beiträgen dieses Bandes finden sich unterschiedliche Analysen der Struktur des Selbst.

Wolfs Konzeptualisierung steht in der Tradition der Kohutschen Selbstpsychologie. Die Person wird nicht – wie bei Freud – als triadische Struktur (Es, Ich, Über-Ich) begriffen, sondern es geht allein um das Selbst. Dieses wird mit der subjektiven Empfindung des Selbstseins gleichgesetzt. Einzige Antriebskraft ist die Neigung des Organismus, seine psychischen Erfahrungen zu organisieren. Ein »kohärentes, gesundes Selbst«, d. h. ein Selbst, das das Empfinden hat, »ganz zu sein, und nicht Angst hat, auseinanderzufallen oder sich zu verlieren«, bedarf zu seiner Entstehung, Entwicklung und Erhaltung einer ständigen Zufuhr geeigneter »Selbstobjekterfahrungen«. Neben Spiegelung, Erfolg und Selbstbestätigung ist dies vor allem auch die Erfahrung der ›Idealisierung‹, d. h. des Gefühls, durch Werte und Ideale erhoben zu werden. Diese Werte werden zunächst der Identifikation mit den Eltern als idealisierten Bezugspersonen entnommen. In der Adoleszenz jedoch wird die Elternidealisierung brüchig, und damit verfallen diese »selbstbestätigenden idealisierten Selbstobjekter-

fahrungen«. Dies bedroht die Kontinuität des Selbst, und so wendet sich der Jugendliche der Gleichaltrigenkultur zu und entnimmt ihr neue Werte und Ideale. Im vorliegenden Kontext zentral ist Wolfs These, daß Werten und Idealen »ein Wert zugewiesen wird, weil sie gebraucht werden, um Struktur und Funktion unseres Selbst zu erhalten und weniger um des Gehaltes willen, den diese Ideen . . . verkörpern mögen«. In dieser Konzeption werden die Person also mit ihrem Selbstempfinden und Werte mit der Funktion, dieses zu steigern, gleichgesetzt.

Frankfurt entwickelt ein anderes Konzept: Konstitutiv für die Person ist die Selbstbindung ihres Willens an rationaler Kritik zugängliche Ideale, Überzeugungen und Werte. Erst eine bejahte und gewollte Selbstbindung erlaubt der Person, wertend zu ihren spontanen Impulsen und Bedürfnissen oder natürlich gegebenen Merkmalen Stellung zu nehmen: sich mit einigen zu identifizieren, sich von anderen zu distanzieren. Die Person bestimmt sich selbst durch das, was ihr wichtig ist. Nur durch diese Selbstbestimmung des Willens kann eine Person Autonomie gewinnen: sie tut, was sie tut, weil sie eine bestimmte Person sein will und nicht, weil sie Produkt einer kausal wirksamen Sozialisationsgeschichte oder Spielball augenblicklicher Impulse, Neigungen oder Gefühle ist.

Wie Wolf geht Blasi der Frage nach der subjektiven Erfahrung des eigenen Selbst nach. Anders als bei Wolf allerdings reduziert sich ihm die Entwicklung eines Selbstempfindens nicht auf die eine Dimension des Selbstwertgefühls (mit den Polen Wohlgefühl versus Angst und Leere), vielmehr rekonstruiert er – im Anschluß an Loevingers Theorie der Ich-Entwicklung – Strukturveränderungen in der Art und Weise, wie Individuen ihre eigene Identität erleben und sich dazu verhalten. Auf der Basis explorativer Interviews mit 10-, 18- und 30jährigen Befragten (über das wahre Selbst, Aufrichtigkeit und Selbsttäuschung, die eigene Personwahrnehmung und Veränderungswünsche) arbeitet er drei konsistente Muster der Identitätserfahrung heraus: »Rollenidentität« (das Selbst gilt als Summe der eigenen Handlungen und physischen Merkmale); »festgestellte Identität« (das Selbst wird mit spontanen – vom Individuum nicht kontrollierbaren – Gefühlen und Einstellungen identifiziert und gilt als statisch); und »selbstgesteuerte Identität« (das wahre Selbst ist in den eigenen Wertbindungen und der Weltanschauung fundiert, für die das Individuum

sich selbst verantwortlich weiß). Dabei ergaben sich klare Alterskorrelationen: nur ältere Probanden – aber auch unter diesen keineswegs alle – beschreiben ihr Selbst als ›selbstgesteuerte Identität‹. In einer weiteren Studie untersucht Blasi in Anknüpfung an Frankfurts Personkonzept ›Selbst-Verrat‹ als Verrat an persönlich wichtigen Idealen. Dabei fand er zwei Reaktionsmuster: Ein Teil der Befragten sah nur auf die erzielten Vorteile; andere hingegen (und dies waren häufiger – aber keineswegs ausschließlich – Individuen mit höher entwickelten Identitätsmustern) begriffen den Verrat an den eigenen Idealen als gravierenden Selbstwiderspruch und reagierten mit heftigen Gefühlen von Scham, Schuld und Depression.

Noam skizziert zwei Typen von Selbsttheorien: im minimalistischen Ansatz gilt das Selbst als eine Teilstruktur neben anderen (etwa: kognitiven, soziokognitiven oder moralischen) Strukturen; im maximalistischen Ansatz hingegen gilt das Selbst als Superstruktur, die die kognitive und emotionale Entwicklung, Abwehr- und Bewältigungsstrategien und unterschiedliche Persönlichkeitsmerkmale integriert. Er selbst plädiert dafür, zwar diskrepante Teilentwicklungen in unterschiedlichen Selbstdimensionen anzuerkennen, aber dennoch ein – das bloß epistemische Selbst übergreifendes – Konzept anzunehmen: Basis ist eine strukturotheoretisch durch zunehmende Fähigkeiten zur Perspektivenübernahme definierte Stufenabfolge zunehmender Selbstkomplexität. In diese Abfolge von Selbstschemata gilt es, inhaltliche Themata zu integrieren: jede Person entwickelt im Verlaufe der Verarbeitung ihrer je individuellen Erfahrungen und durchlebten Beziehungskonstellationen ihre spezifischen existentiellen Problemstellungen und Sinndeutungen, die dann ihre Realitätsinterpretation und Biographie-Rekonstruktion anleiten. Insbesondere verweist Noam auf die Störanfälligkeit der Selbst-Entwicklung: auf Entwicklungsblockierungen, auf biographisch bedingte Fixierungen, auf maladaptive Themata und auf mit gesteigerter Strukturkomplexität zunehmende Gefährdungen und Risiken (z. B. Selbsttäuschung, Selbstablehnung). Dieses Konzept einer klinisch-biographischen Entwicklungstheorie des Selbst verbindet wesentliche Aspekte der Psychoanalyse mit Kohlbergs Strukturtheorie der soziokognitiven Entwicklung.

3. Die Bedeutung der Moral für die Person

Unterschiedliche Personkonzeptualisierungen implizieren unterschiedliche Antworten auf die Frage nach dem Verhältnis von Person und Moral. Bei Wolf ist das Individuum letztlich selbstzentriert an der eigenen Selbsterhaltung und -bestätigung orientiert, und zu diesem Ziele werden (u. a. auch moralische) Werte oder Ideale funktionalisiert. So etwa werden Verhaltensweisen wie »Freundlichkeit, Mitleid, Rücksichtnahme in den Dienst der Aufrechterhaltung der nötigen Selbstobjekterfahrungen gestellt« – wobei dies allerdings häufig durch »großartige Illusionen über die eigenen moralischen Qualitäten« verschleiert wird. Dieses funktionalistisch-reduktionistische Moralverständnis, nach dem Wertorientierung einzig dem Eigeninteresse der Selbststabilisierung dient, ist, so Wolf, empirisch der prototypische Fall. Gegen diese Interpretation melden andere Autoren explizit Bedenken an. Tugendhat merkt an, daß das Gewissen schon aus semantischen Gründen nicht instrumentalisierbar sei: »Wenn ich sage, daß meine Gründe, bestimmte moralische Ansprüche zu erheben (daß so und so schlecht/gut ist), darin bestehen, daß solche Ansprüche zu erheben in meinem Interesse liegt (gut für mich ist), dann habe ich damit jene Ansprüche widerrufen«. Aus Wolfs Perspektive ist dieser Widerspruch durch einen Ebenenwechsel auflösbar: Das Individuum erhebt den Anspruch, moralische Werte um ihrer selbst willen zu verfolgen – aber gerade dieser Anspruch ist ›Illusion‹, grandiose Selbsttäuschung. Es ist wohlbekannt, daß solche Unterlaufinterpretationen, wie sie etwa auch in einer radikalisierten Ideologiekritik verwendet werden, gegen Widerlegungsversuche immun sind. Ebenso vertraut ist der theoretische Gegenzug: man plädiert auf ›Selbstwiderspruch‹: Wer den Ideologieverdacht erhebt, beansprucht für die eigene Analyse ›Objektivität‹ und muß doch zugleich wissen, daß auch diese gegen Unterlaufinterpretationen nicht gefeit ist. Dieser Schlagabtausch ist im Falle von Wolfs Analyse nicht nötig. Er selbst gesteht abschließend zu, daß es einige, wenngleich nur wenige Menschen gibt (›postnazifistische Charaktere‹), die Werte um ihrer intrinsischen Gültigkeit willen befolgen. Diese Einschränkung aber bleibt ein bloß verbales Zugeständnis. Wolfs Modell erlaubt nicht, ein ›wahrheitsorientiertes‹ Wertverständnis begrifflich zu fassen: Wertorientierungen haben den gleichen Status wie persönliche Bedürfnisse, und wie